

HANS-HERMANN KLARE

AUER BACH

EINE
JÜDISCH-DEUTSCHE
TRAGÖDIE

ODER

WIE DER
ANTISEMITISMUS
DEN KRIEG
ÜBERLEBTE

a

aufbau

HANS-HERMANN KLARE

AUER BACH

EINE
JÜDISCH-DEUTSCHE
TRAGÖDIE

ODER
WIE DER
ANTISEMITISMUS
DEN KRIEG
ÜBERLEBTE



aufbau

Über das Buch

»Man stelle sich einmal vor, ein ambitionierter Filmautor möchte ein sensationsheischendes Drehbuch über die unmittelbaren Nachkriegsjahre schreiben. Er denkt lange nach, welche Figur sich wohl am besten als Protagonist eignen würde. Natürlich ein Jude! Noch besser ein Auschwitzüberlebender! Und nicht irgendeiner, sondern doch gleich der bekannteste Jude in Deutschland! Und um so richtig zu provozieren, vertauscht der Drehbuchautor die Rollen: der Jude soll kein Opfer sein, sondern ein Täter, dem der Prozess gemacht wird. Zu Gericht über ihn sitzen lauter ehemalige Nazis. Doch das ist dem Autor noch immer nicht genug. Der Protagonist wird am Ende verurteilt und nimmt sich am Tag der Urteilsverkündung das Leben. Die Reaktion von Produzenten auf so einen Plot, würde wohl einhellig lauten: ›Aber bitte schön, mein Herr, diese Geschichte glaubt Ihnen doch keiner!‹ Der Drehbuchautor ist erfunden, aber der so unglaublich klingende Plot keineswegs.« *Michael Brenner in seinem Nachwort*

Über Hans-Hermann Klare

Hans-Hermann Klare, geboren 1956, war lange Jahre Autor und leitender Redakteur beim »Stern«. Seine Reportagen handeln vom Ende der Apartheid in Südafrika, vom Völkermord in Ruanda und vom Aufstand der Indigenen in Mexiko. Sein Porträt des amerikanischen Kriegs-Fotografen James Nachtwey war die Grundlage für den Oscar nominierten Dokumentarfilm »War Photographer«. Er engagiert sich seit vielen Jahren für die UNO-Flüchtlingshilfe in Deutschland und ist seit 2016 Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Hans-Hermann Klare

Auerbach

*Eine jüdisch-deutsche Tragödie oder Wie der
Antisemitismus den Krieg überlebte*

Mit einem Nachwort von Michael Brenner

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Kapitel 1

München, 14. August 1952

Kapitel 2

München, September 1946

Kapitel 3

Hamburg, Dezember 1906

Kapitel 4

Antwerpen, September 1934

Kapitel 5

Le Cyprien, Mai 1940

Kapitel 6

Berlin, Dezember 1942

Kapitel 7

Auschwitz, Juni 1944

Kapitel 8

Buchenwald, Februar 1945

Kapitel 9

Düsseldorf, August 1945

Kapitel 10

München, September 1946

Kapitel 11

New York, Mai 1945

Kapitel 12

Dachau, April 1947

Kapitel 13

München, Januar 1951

Kapitel 14

München, 14. April 1952

Kapitel 15

München, 14. August 1952

Kapitel 16

München, 18. August 1952

Nachwort

Dank

ANHANG

Anmerkungen

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Quellen und Archive

Literaturverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Impressum

Für Elisabeth

Kapitel 1

München, 14. August 1952

Als er bald nach dem Ende des Prozesses den Gerichtssaal mit seinen Anwälten verließ, hatte er den Entschluss vermutlich noch nicht gefasst. Zu viel stürmte da noch auf ihn ein. Zu aufgewühlt war er für irgendwelche Gedanken, die über den Augenblick hinausgingen. Aber er hatte für diesen Moment vorgesorgt. Er hatte genug Tabletten gehortet.

Zügig leerte sich der helle Raum. Richter und Beisitzer hatten ihre Akten unter den Arm genommen und waren in das Beratungszimmer hinter der Richterbank verschwunden. Demnächst würde der rote Plüschsessel hinausgetragen werden. Darauf hatte er Platz nehmen dürfen, um trotz seiner vielfältigen Beschwerden an der Verhandlung teilnehmen zu können. Der weiche Sitz statt einer harten Bank war wie ein Zugeständnis erschienen, eine Geste des Wohlwollens, die man als Hoffnungszeichen hatte deuten können. Bis jetzt. Bis zur Verkündung des Urteils.

Insgesamt 62 Verhandlungstage mit 130 Zeugen und 8 Sachverständigen im Saal 185 lagen hinter ihnen.¹ Ein gewaltiger Aufwand. Im Laufe des Verfahrens waren wesentliche Teile der Anklage zusammengebrochen. Von

Betrug und Erpressung war bald keine Rede mehr. Nur noch von unvollständiger Buchführung, von der Aufforderung an Geschäftspartner, für die gute Sache zu spenden, vom unberechtigten Führen eines Dokortitels. Umso härter fiel das Urteil aus. Die Reaktion darauf teilte Prozessteilnehmer und Zuschauer in zwei Lager: Bestürzung bei den einen, Genugtuung bei den anderen.

Den beiden Verteidigern blieb bloß, ihren Mandanten auf den hohen Flur des Münchner Justizpalastes hinauszubegleiten, vorbei an den Journalisten, die ihre Notizen durchgingen oder ein paar Worte miteinander wechselten, bevor sie in die Redaktionen zurückeilten. Auf den breiten Treppen passierten die Männer Menschen, die ihren Dingen nachgingen, als sei nichts geschehen. Einige hielten inne, um einen letzten Blick auf den prominenten Angeklagten zu werfen, der nun ein Verurteilter war. Zügig durchmaß er mit seinen Anwälten die langen Gänge des neobarocken Gebäudes. Schließlich traten sie hinaus in die Hitze des späten Sommertags.

Drei Monate hatte Philipp Auerbach diesen Weg zurücklegen müssen, mal mittags, mal nachmittags gegen halb fünf, bisweilen am frühen Abend. Nicht immer war er aufrecht gegangen. Manchmal quälten ihn die Nierensteine so sehr, dass jeder Schritt eine Anstrengung bedeutete. Vom April bis zum Juni hatte ihn stets ein Wachtmeister abgeführt. Wenn das Gericht sich wegen einer

Unterbrechung oder zur Mittagspause zurückzog, wurde der Häftling in eine Zelle im zweiten Obergeschoss gebracht.² Auf einer schmalen Holzpritsche harrte er dort aus, bis es weiterging. Am Ende eines Prozesstages fuhr ihn ein Streifenwagen zurück in die Privatklinik Josephinum nahe dem Englischen Garten. Dort sorgten Ärzte dafür, dass er kräftig genug für den nächsten Prozesstag war. Vor seinem Krankenzimmer hielten Polizisten Wache.

In den vergangenen acht Wochen war die Lage etwas besser geworden. Über ein Jahr hinweg hatten seine Anwälte versucht, ihn aus der Untersuchungshaft herauszuholen. Das Gericht hatte alle Anträge der Verteidigung abgelehnt. Schließlich blieb dem Vorsitzenden Richter jedoch nichts anderes übrig, als ihn aus der Untersuchungshaft zu entlassen: Der Freiheitsentzug stand in keinem Verhältnis zu den Vorwürfen, die übrig geblieben waren. Der Angeklagte blieb danach zwar weiterhin als Patient im Josephinum. Nur standen jetzt nicht länger vier Beamte im Wechsel vor seiner Tür, die jeden seiner Schritte begleiteten und jeden Besucher argwöhnisch beäugten. Diese Erleichterung hatte Anlass zu Hoffnung gegeben.

Am späten Nachmittag des 14. August 1952 verließen Philipp Auerbach, seine Frau Margit, sein Fahrer Karl Heid und die Anwälte das Gerichtsgebäude.³ Sie überquerten die Prielmeyerstraße und gingen in den Königshof schräg

gegenüber. In dem alten Münchner Luxushotel am Karlsplatz, das in den Bombennächten des Krieges bis auf die Grundmauern zerstört und nun Stück um Stück wiederaufgebaut worden war, wollten sie sich ein letztes Mal beraten. Die Stimmung schwankte zwischen Ernüchterung und Empörung, beim Verurteilten wie bei seinen Verteidigern. Allerdings gingen die Juristen bereits davon aus, dass sie in Berufung gehen würden. Sie planten die nächsten Schritte. Sie mussten bloß darauf warten, bis ihnen die schriftliche Begründung des Urteils vorliegen würde.

Noch am Abend zuvor hatte Philipp Auerbach sich überzeugt gegeben, dass sein Prozess nur mit einem Freispruch enden konnte. Nun lautete das Urteil des Landgerichts München I auf zweieinhalb Jahre Gefängnis, zusammengestückelt aus diversen Einzelstrafen, drei Monate hier, vier da, dazu 2700 Mark Geldstrafe.⁴ Ein überaus hartes Urteil, so hatten es schon Zuschauer und Beobachter der Presse empfunden, als der Vorsitzende Richter es verkündete.

Nach einer Stunde fuhr Karl Heid seinen Chef vom Hotel zurück in die Privatklinik in der Schönfeldstraße. Bis zur Festnahme ein gutes Jahr zuvor war er offizieller Chauffeur Philipp Auerbachs gewesen. Danach hatte dieser ihn privat angestellt. Auch wenn das Geld knapp geworden war, wollte er seiner Frau zuliebe nicht auf Auto und Fahrer

verzichten. Im Josephinum warteten die Ärzte schon auf seine Rückkehr. Vielleicht hatten sie im Radio gehört, dass ihr Patient verurteilt worden war, als der Wagen vorfuhr und der Fahrer Philipp Auerbach auf dem Weg zu seinem Zimmer im ersten Stock der Klinik stützte. Anschließend fuhr der Chauffeur los, um auch Margit Auerbach abzuholen.

Bald darauf trafen sie sich wieder im Krankenzimmer. Ausführlich redeten sie noch einmal über den Prozess und waren sich in ihrer Meinung über den Urteilsspruch einig. Philipp Auerbach schimpfte Mal um Mal über den Staatsanwalt. Dann wieder empörte er sich über das »Schandurteil« und den Vorsitzenden Richter. Bald kam das Gespräch auf einen Kuraufenthalt in Bad Gastein, möglichst noch bevor der Kranke die Reststrafe würde antreten müssen. Und für den folgenden Tag plante er mit seiner Frau einen Ausflug nach Kochel am See in Oberbayern. Als die Stationsschwester Kanuta gegen neun Uhr vorbeisah, erklärte Auerbach ihr, er wolle ausschlafen und sich von den Strapazen des Prozesses erholen.⁵

Gegen zehn Uhr abends verabschiedete sich Philipp Auerbach schließlich an diesem heißen Donnerstag von seiner Frau Margit. In seinem Schlusswort hatte er im Gerichtssaal noch einmal seine Unschuld beschworen. Dabei hatte er am Ende den Patriarchen Abraham aus dem ersten Buch Mose zitiert: »Ich hebe meine Hände auf zu

dem höchsten Gotte, den Herren des Himmels und der Erde, dass ich auch nicht einen Faden, einen Schuhriemen genommen habe.« Beim Abschied hatte Margit Auerbach den Eindruck, ihr Mann habe trotz allem ein wenig Balance wiedergefunden. Er plante ja bereits für die Zeit danach.

Gegen elf kam der Stationsarzt Dr. Eduard Weig.⁶ Sein Patient litt an Nierensteinen und einem Tumor der Nebennierenrinde. Weig gab ihm eine Spritze gegen die Schmerzen, bevor er sich für die Nacht verabschiedete. Philipp Auerbach war nun allein.

Er machte sich daran, zwei letzte Briefe zu schreiben. Einen, der für die Öffentlichkeit bestimmt war, und einen zweiten - wenige Zeilen bloß - an seine Familie. Mochte er auch auf seine Nächsten gefasst gewirkt haben, in Wahrheit war alles, was ihm seit seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Kraft gegeben hatte, durch den Schuldspruch zerstört.

Wenn Philipp Auerbach sich an diesem Abend Vorwürfe gemacht haben sollte, dann wohl, dass er bisweilen doch daran geglaubt hatte, man werde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur darum hatte er den Vorsitzenden Richter in seinen letzten Worten vor der Urteilsverkündung für sein Verhalten um Entschuldigung gebeten. Während des Prozesses hatte er oft reagiert, mal ironisch, mal aufbrausend, wenn ihm die Vorwürfe des Staatsanwalts oder die abwertenden Bemerkungen des

Landgerichtsdirektors unerträglich geworden waren. Aber er hatte bis zu diesem Augenblick seinen Glauben an den deutschen Staat und seine Institutionen noch nicht ganz verloren und darum am Ende der Verhandlungstage versöhnlich geklungen.

Er hatte die letzten Jahre überhaupt nur deswegen im Land der Täter bleiben können, statt wie seine erste Frau und die gemeinsame Tochter nach Amerika auszuwandern, weil er auf einen Neubeginn im Guten vertraute. Die beiden hatten ihn angefleht, zu ihnen nach New York zu ziehen. So wäre die Familie nach den langen Zeiten der Angst umeinander wieder vereint gewesen. So hätten die Qualen von Krieg, Konzentrationslager und Flucht ein gutes Ende finden können.

Er aber hatte es abgelehnt, Deutschland zu verlassen. Für seine Ex-Frau Martha und ihre inzwischen 18-jährige Tochter Helen hingegen war es unvorstellbar, in das Land zurückzukehren, dessen Mördern sie knapp entkommen waren. Philipp Auerbach nahm es auf sich, Frau und Tochter zu enttäuschen. Nur so konnte er etwas wie Wiedergutmachung für andere erstreiten: für jene, die wie er Überlebende waren, aber nicht so gut ausgebildet, so durchsetzungsfähig, so geschickt und nicht so stark. Das sah er als seine Bestimmung an. Darum hatte er schließlich 1947 in die Scheidung eingewilligt, auf dass seine erste Familie und er getrennte Wege gehen konnten.

Wenn er sich an diesem Abend Vorwürfe gemacht haben sollte, dann vermutlich den, dass er geglaubt hatte, nach der Katastrophe gäbe es Läuterung, Besinnung, einen Neuanfang. Schon vor sechs Jahren hätte ihm in Düsseldorf klar werden müssen, dass er einer Illusion nachhing. Stattdessen hatte er sich nach dem Ärger am Rhein in die Arbeit in München gestürzt, überzeugt davon, seinen Beitrag zu leisten, damit weder Krieg noch Massenmord je wieder eine Zukunft hätten. Er hatte sich mehr zugemutet, als Herz und Nieren vertrugen. Mehr, als die Ärzte für zumutbar hielten. Hätte es eine Alternative zu dieser Aufgabe gegeben? Nein, die gab es nicht. Er sah sie nicht. Er wollte sie nicht.

Zu Beginn des Prozesses im April 1952 hatte Auerbach nicht glauben wollen, dass die Richter imstande sein würden, ihn so herablassend zu behandeln. Und doch kann man die Heftigkeit seiner Reaktionen während mancher Verhandlungstage als Ausdruck von Zweifel deuten. Welchen Grund sollte einer wie er auch haben, dem deutschen Justizsystem, überhaupt einer deutschen Ordnungsmacht zu trauen? Ehemalige Mitglieder von NSDAP und SA saßen über ihn zu Gericht. Den Anwälten war es nicht gelungen, Richter und Staatsanwälte – alle Parteigenossen – wegen Besorgnis der Befangenheit vom Prozess gegen einen jüdischen Funktionär und KZ-Überlebenden auszuschließen. Ob der Vorsitzende des

Landgerichts und seine Beisitzer überzeugte Nazis gewesen oder der Partei aus Karrieregründen beigetreten waren, spielte dabei keine Rolle. Sie waren offensichtlich nicht willens oder in der Lage, sich der Ungeheuerlichkeit dieses Aufeinandertreffens von Tätern und Opfer zu stellen.

In den sieben Jahren seit Ende des Krieges war Auerbach klar geworden, dass sich viel weniger geändert hatte, als Politiker und Beamte die Alliierten und das gesamte Ausland glauben machten. Wenn Deutsche nicht heimlich beklagten, dass sie den Krieg verloren, ja dass sich überhaupt etwas geändert hatte, wollten sie gründlich vergessen und in einen Alltag ohne bedrohliche Fragen zurückkehren. Jeder Prozesstag sollte Philipp Auerbach in dieser Ansicht bestärken.

Das Urteil hatte ihn dennoch nicht bloß überrascht, es hatte ihn erschüttert. Bis dahin war er seinen Verfolgern stets irgendwie entkommen, der Gestapo in Belgien, in Frankreich und in Deutschland, der SS in Auschwitz, Groß-Rosen und Buchenwald. Nun, da alles endlich überstanden war, kam es zum ersten Mal anders.

Philipp Auerbach hatte nicht vorhergesehen, dass Staatsanwalt und Richter über ihn befanden wie über einen gewöhnlichen Verbrecher. Wie über einen gemeinen Betrüger oder skrupellosen Erpresser, der auf seinen eigenen Vorteil bedacht war. Sie sprachen ihm ab, etwas

Großes versucht zu haben. Klein in den zahllosen einzelnen Taten, groß angesichts der Ungeheuerlichkeit der Shoa.

Deren Überlebende waren in erbärmlichem Zustand zu ihm und seiner Behörde gekommen. Hunderte an manchen Tagen. Körperlich am Ende, seelisch zerstört, mitunter noch lange nach Kriegsende in der gestreiften Kleidung der Lager, die meisten ohne feste Bleibe und ohne Perspektive. Viele besaßen nicht mal mehr einen Koffer, in dem sie irgendwelche Habseligkeiten hätten verstauen können. Doch selbst wenn sie den Dreck, in dem sie gehaust hatten, von ihrer Haut abgewaschen hatten, wenn sie sich aus Kleiderspenden mit einem Anzug, einer Bluse, einer Hose, einem Mantel hatten bedienen können, bevor sie zu Auerbachs Behörde gingen; selbst wenn sie die Sträflingskleidung abgelegt hatten, blieben ihre Seelen doch weiter verkrustet. Ihnen zu helfen, unkonventionell wenn nötig, schien Philipp Auerbach das einzig Angemessene. Egal wie. Nur so hatte jüdisches Leben in Deutschland vielleicht eine Zukunft.

Aus diesem Grund hatte er fünf Jahre zuvor den Posten als »Staatskommissar für rassisch, politisch und religiös Verfolgte« in Bayern angenommen. Indirekt leistete er damit zugleich Hilfe für die Täter. So könnten sie ein wenig von ihrer Schuld sühnen.

Die Deutschen hätten ihm dafür dankbar sein müssen, dass er sich um diese Überlebenden der Lager kümmerte.

Seit Ende des Krieges nannte man sie gemeinhin DPs, *Displaced Persons*, Heimatlose. Sie selbst nannten sich nach dem Buch Esra »She'erit Hapletah«, den Rest der Überlebenden. Philipp Auerbach war für das Volk der Massenmörder und Helfershelfer der Wegbereiter zurück in die Zivilisation gewesen, zur Wiederaufnahme in die Menschheit. Statt ihm dafür zu danken, zerrten sie ihn vor Gericht.

Irgendwann an diesem Abend des 14. August in München muss Philipp Auerbach zu dem Schluss gekommen sein, nach dem Urteil sei der Tod das einzig Richtige. Die letzte Konsequenz. Mit gerade mal 45 Jahren. Ein anderer Tod als jener, dem er nur knapp entronnen war, vor gar nicht langer Zeit. Ein Tod von eigener Hand. Nicht dass er den Sieg über den Tod vor ein paar Jahren nicht gewürdigt hätte. Ja, er hatte sogar seine Energie daraus gezogen, diesem Tod entgangen, seinen Peinigern entkommen zu sein, und hatte sich bei weitem nicht so gelähmt gefühlt, so geschwächt, so verzweifelt, so hoffnungslos und so schuldig wie viele andere, die Ähnliches erlebt und sein Büro aufgesucht hatten.

Aber der Tod im Lager durch Hunger, durch Kälte, durch Krankheit wäre nicht dasselbe gewesen, ebenso wenig der direkte im Gas oder durch eine Kugel. Er hatte damals gesehen, wie andere Gefangene dem Schrecken ein Ende setzten und in den Stacheldrahtzaun hineinliefen, bis die

Schüsse der Wachleute oder der Stromschlag sie erlösten. Bevor er auf der Pritsche trotz des vor Hunger schmerzenden Magens und der beißenden Kälte endlich eingenickt war, hatte auch Philipp Auerbach womöglich manchmal daran gedacht, dem Leid auf diese Weise zu entkommen.

Nein, dieser Tod am Abend der Urteilsverkündung sollte anders sein, auch wenn das Ergebnis dasselbe wäre: ewige Ruhe. Er hatte beschlossen, sich das Leben zu nehmen. In den letzten Monaten hatten seine Kräfte nachgelassen, der Blutdruck, der Zucker, die Nierensteine ihm arg zugesetzt. Aber sein Entschluss hatte nicht bloß mit der schwindenden Energie zu tun. Nein, dieser Tod sollte zugleich ein letzter Akt sein. Ein Schlussstrich. Eine Befreiung. Eine Anklage.

Und so machte er sich, nachdem die Tür zu seinem Krankenzimmer ins Schloss gefallen war, ans Werk. Darum hatte er Schwester Kanuta zu verstehen gegeben, dass er länger als üblich würde schlafen wollen. Auch diese Vinzenterin, in ihrer Ordenstracht mit der Flügelhaube die Verkörperung von Ruhe und Verständnis, eine altmodisch bayerisch-katholische Insel der Sicherheit in den vergangenen Monaten, hatte ihn mit ihrer religiösen Zuversicht nicht mehr erreichen können. Philipp Auerbach schrieb nun einen Brief an seine Anwälte und die Nachwelt und einen zweiten an seine Familie.

Nachdem er die Schlaftabletten geschluckt und mit Wasser heruntergespült hatte, fiel sein letzter Blick vielleicht noch einmal auf das Blatt, das er neben das Bett gelegt und mit einem Füllfederhalter beschwert hatte. Dicht dabei die leeren Röhren des Schlafmittels. »Mein Blut komme auf das Haupt der Meineidigen!« endete der mit Tinte geschriebene Brief. Ein alttestamentarischer Fluch – das sollten seine letzten Worte sein.⁷

Während auf dem Krankenhausflur die Geräusche verstummt, verlor Philipp Auerbach allmählich das Bewusstsein.

Kapitel 2

München, September 1946

Als Philipp Auerbach in München ankam, war aus dem abgemagerten KZ-Häftling wieder ein stattlicher Herr geworden. Gut 1,90 Meter groß, mit hoher Stirn, bereits etwas schütterem, nach hinten gekämmtem Haar und einem schmalen Schnurrbart, hatte er die gestreifte Lagerkleidung aus Auschwitz und den Laborkittel aus Buchenwald schon seit einer ganzen Weile abgelegt. Inzwischen bewies er eine Vorliebe für Zigarren und zweireihige Anzüge und trug eine randlose Brille. Sein Gewicht hatte er nahezu verdoppelt.¹ Er wog um die hundert Kilo. Er fühlte sich kräftig genug, sein neues Amt anzutreten. Wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt Auerbach die offizielle Ernennungsurkunde als »Staatskommissar für die Opfer des Faschismus«.

In dieses Amt, das schon bald in »Staatskommissar für rassistisch, politisch und religiös Verfolgte« umbenannt wurde, hatte ihn Wilhelm Hoegner berufen.² Der bayerische Sozialdemokrat war 1933 vor den Nationalsozialisten ins Exil in die Schweiz geflohen, bevor die Gestapo ihn wie andere SPD-Politiker festnehmen und ins Lager Dachau transportieren konnte. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte die amerikanische

Militärregierung Hoegner als bayerischen Ministerpräsidenten ein. Sein Innenminister, ebenfalls Sozialdemokrat, schlug ihm auf Anraten von Parteigenossen aus Düsseldorf Auerbach für den Posten vor. Auch das »Zentralkomitee der befreiten Juden« in der amerikanischen Besatzungszone sprach sich für den Kandidaten aus, und so konnte die bayerische Landesregierung schließlich einen Mann präsentieren, der die Zustimmung der US-Militärregierung fand. Philipp Auerbach gehörte zu jenem Zeitpunkt bereits zu den bekannten und aktiven Mitgliedern der in Deutschland gerade wieder entstehenden jüdischen Gemeinden.

Mehr als ein Jahr nach dem Ende der Bombennächte war München noch immer vom Krieg gezeichnet. Auch wenn die Aufräum- und Renovierungsarbeiten schon im Sommer zuvor begonnen hatten, glich die Landeshauptstadt an vielen Stellen weiter einem verrotteten Gebiss, aus dem kariöse Stümpfe hervorragten. Die Türme der Frauenkirche waren zwar stehen geblieben, aber beschädigt. Der Marienplatz sah aus wie eine gefegte Brache inmitten von Ruinen. Die Fassade der Staatsoper am Anfang der Maximilianstraße wirkte wie die Kulisse eines einstmals großen Gebäudes. Alliierte Bomber hatten mehr als 60 000 Spreng- und etwa drei Millionen Brandbomben über der »Hauptstadt der Bewegung« der Nationalsozialisten abgeworfen.³ Neunzig Prozent der historischen Altstadt lag

in Trümmern, mehr als 80 000 Wohnungen waren komplett zerstört oder unbewohnbar geworden. 300 000 Einwohner galten als obdachlos.⁴

Viele Bürger lebten in Häusern, deren Dächer und Wände nur notdürftig geflickt waren, mit Treppenhäusern, die einzustürzen drohten. An den Straßenrändern türmte sich der Schutt. Dazwischen wimmelte es von Menschen. Sie waren zu Fuß unterwegs, auf Fahrrädern, mit einem Handkarren oder in der überfüllten Straßenbahn, soweit die Gleise bereits wiederhergestellt waren, auf der ständigen Suche nach den Dingen des täglichen Bedarfs. Dem Normalverbraucher in der amerikanischen Besatzungszone standen im Spätsommer des Jahres 1946 auf Lebensmittelkarten pro Tag 196 Gramm Roggenbrot, 17 Gramm Weizenbrot, 35 Gramm Fleisch, 4 Gramm Käse, 21 Gramm Nahrungsmittel, 9 Gramm Zucker, ein Siebtel Liter Milch, knapp ein Pfund Kartoffeln, 35 Gramm Fisch, 7,5 Gramm Puddingpulver, 3,5 Gramm Erdnussbutter und der 28. Teil einer Dose Fischkonserven zu.⁵

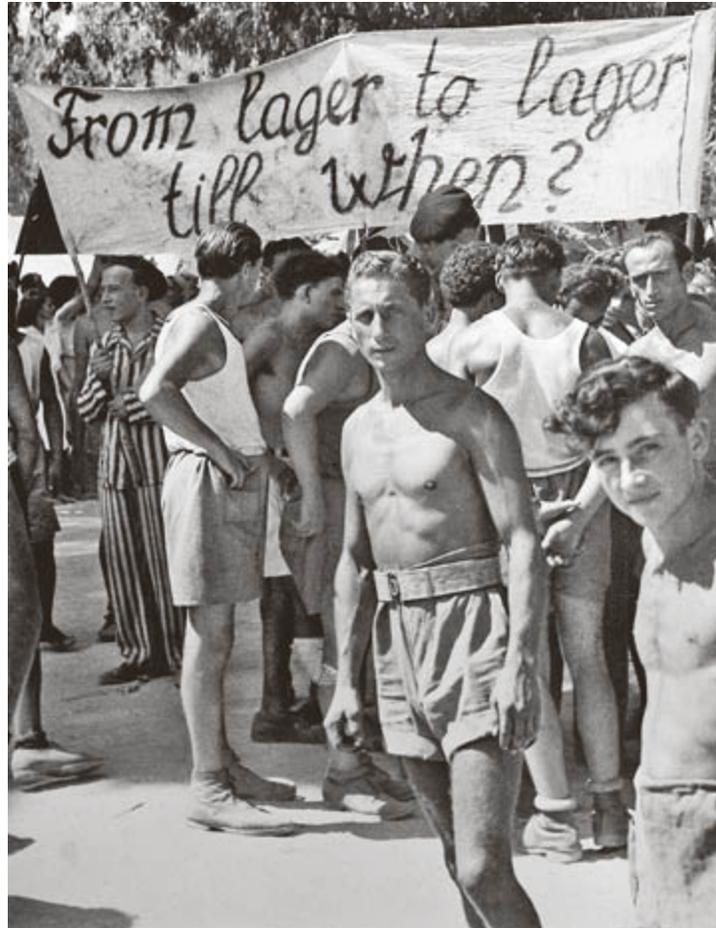
Philipp Auerbach fand eine erste Bleibe in der Möhlstraße 9 im Stadtteil Bogenhausen. Die sogenannte Hirmer-Villa hatte ursprünglich einem jüdischen Kaufmann gehört.⁶ Die Nazis hatten ihn enteignet und das Gebäude bald darauf zum »Judenhaus« umfunktioniert: In die einst prächtige Villa hatten sie nach dem Pogrom im November 1938 Dutzende Münchner Juden auf engstem

Raum zusammengepfercht. Viele von ihnen würden bald darauf nach Theresienstadt oder ins Lager Kaunas abtransportiert werden. In eine Wohnung im ersten Stock des inzwischen herrenlosen Hauses zog nun ein 39-jähriger Mann ein, der sich um seinesgleichen kümmern sollte: um die Überlebenden des Nazi-Terrors in Bayern.

In dem großbürgerlichen Stadtteil rechts der Isar zu wohnen, hatte für Philipp Auerbach diverse Vorteile. Das Kellerbüro, in dem er seine Arbeit mit drei Mitarbeitern begann, lag gleich um die Ecke in der Holbeinstraße.⁷ In der Nachbarschaft, nicht weit vom Friedensengel, hatten sich diverse Einrichtungen der US-Armee und jüdische Hilfsorganisationen niedergelassen. Die Villen – eine Reihe davon um die Wende zum 20. Jahrhundert von wohlhabenden Juden errichtet – waren zuvor von Nazigrößen wie dem SS-Chef Heinrich Himmler für den »Lebensborn« oder von Hitlers Stellvertreter Martin Bormann in Beschlag genommen und gleich nach dem Krieg von der amerikanischen Armee requiriert worden.

Hier hatte bereits im Sommer 1945 die »United Nations Relief and Rehabilitation Administration« (UNRRA), die für die DP-Lager zuständig war und unter dem Kommando der US-Armee stand, ihre Büros eingerichtet. Das »American Jewish Joint Distribution Committee«, kurz JOINT, einst unter anderem von einem Mitglied der Bankiersfamilie Warburg in den USA gegründet, unterhielt in der

Möhlstraße eine Außenstelle. Hinzu kamen die Niederlassungen des »Bayerischen Hilfswerks für die von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen« und des »Zentralkomitees der befreiten Juden«. Auch die »Hebrew Immigrant Aid Society« und ein Auswanderungsbüro des »American Jewish Defence Committee« hatten hier eine Bleibe gefunden. Nicht bloß für Visa und Schiffspassagen Richtung USA oder über das Mittelmeer in den Nahen Osten war die Nachfrage groß. Vor allem bemühten sich diese Einrichtungen darum, das tägliche Leben der jüdischen DPs zu organisieren. Ohne die US-Armee und das Netzwerk jüdischer Organisationen hätte Auerbach nie derart schnell und erfolgreich so vielen Menschen helfen können, die nun in seinem Amt Schlange standen.



Demonstration im DP-Lager Poppendorf, nachdem jüdischen DPs die Einreise nach Palästina von den britischen Behörden verweigert wurde.

Laut der Volkszählung von 1933 hatten 9005 Juden in München gewohnt.⁸ Nur 84 sogenannte Volljuden lebten nach zwölf Jahren Nazi-Zeit noch vor Ort. Hinzu kamen etwa 400 jüdische Partner aus »Mischehen«.⁹ Von insgesamt einer halben Million deutscher Juden, denen Flucht und Ausreise aus ihrem Heimatland nicht rechtzeitig gelungen war, konnten bei Kriegsende gerade einmal 9000 die Konzentrationslager und weitere 15 000 private Verstecke lebend verlassen.¹⁰ Dennoch hielten sich zu dem

Zeitpunkt bereits etwa 75 000 Juden in Deutschland auf.¹¹ Sie hatten sich aus anderen Ländern hierher auf den Weg gemacht. Ihre Zahl war sogar noch weiter gestiegen, als Philipp Auerbach seine Arbeit in München begann.¹² Sie kamen aus den Konzentrationslagern, lebende Skelette aus Osteuropa zumeist, befreit von den Armeen der Sowjets, der Briten und der Amerikaner. Andere hatten sich als Flüchtlinge vor den Nazis versteckt, in Polen oder in den Tiefen der Sowjetunion, und sich irgendwie durchgeschlagen. Nun zog es viele von ihnen ausgerechnet in das Land der Mörder. Aber nicht, weil sie sich dort irgendwelches Verständnis erwarteten. Einzig von dem Teil Deutschlands, der inzwischen US-Besatzungszone war, versprachen sie sich etwas: unmittelbare Hilfe, vor allem Visa. So gelangten viele von ihnen, unterstützt von diversen jüdischen Organisationen oder auf eigene Faust und oft genug bei Nacht und Nebel, über eine Route via Stettin oder durch die Tschechoslowakei schließlich auch nach Bayern. In der Hoffnung, das Land mithilfe der Amerikaner so schnell wie möglich wieder verlassen zu können.

Die osteuropäischen Juden flohen kaum ein Jahr nach dem Ende des Krieges vor dem neuen Antisemitismus in ihrer Heimat Richtung Westen. Manche mussten erleben, dass sie in Städten wie Prag oder Brünn nicht länger willkommen waren, weil sie deutsche Schulen besucht hatten, besser Deutsch als Tschechisch sprachen und sich